Ein Zwischenfall.

Von William Percy Brown.

„Mr. Timidip muß sich verheirathen," erklärte sie eines schönen Tages bei sich selbst. (Ihr eigener Name war, nebenbei bemerkt, Adelaide.) Von der Poesie des Lebens, von den höheren Freuden des Daseins schien dieser Bruder Leichtfuß überhaupt nichts zu wissen. Und sie kannte wirklich Niemanden, der so dazu geeignet gewesen wäre, ihn mit diesen Dingen bekannt zu machen, als — nun, als die einzige Tochter ihrer Eltern.

Sie war eine jener schmachtenden, empfindsamen Schönen, die selbst im ultramarineblauen Badeanzug Verse von Byron oder Shelley citiren, und die lieber träge im Sand liegen konnte, als hinauszuschwimmen und ihre biegsame Gestalt einmal ordentlich von Vater Neptun durchschütteln zu lassen. Fred Timidip war jung, hübsch, leichtgläubig und so reich, daß sein Junggesellenthum jedem mütterlichen Auge geradezu als ein Verbrechen erschien.

Miß Adelaide Steephorn machte sich alsbald an's Werk. Sie postirte, sie liebäugelte, sie lispelte, sie schmachtete, kurz, sie benahm sich in einer Weise, daß alle ihre im Seebad anwesenden Freundinnen, ja Mr. Timidip selbst, überzeugt waren, daß etwas ganz Besonderes los sein müsse. Dies erregte zuerst seine Neugierde, dann sein Interesse, und schließlich erinnerte es ihn sogar daran, daß er ein Herz besaß.

„Ein niederträchtig hübsches Mädel!" sagte er zu sich selbst. „Daß sie mir noch nicht früher aufgefallen ist! Die meisten laufen eben solchen Sturm auf Einen, daß man schließlich abgeschreckt wird und Andere nicht mehr bemerkt, bei Gott."

Miß Addie war in ihrem Vorgehen ebenso geschickt wie unermüdlich. Timidip, der zuerst sehr schüchtern war, begann in der That schon schwankend zu werden und ihr immer größere Aufmerksamkeit zu schenken. Sobald sie merkte, daß der Fisch schon angebissen hatte, veränderte sie die Taktik. Sie wurde zurückhaltender; manchmal behandelte sie ihn sogar mit ausgesprochener Kälte, aber immer war sie vorsichtig genug, ihn nicht bis zur Erbitterung zu reizen. Das war eine ganz neue und aufregende Situation für Timidip, der sich bis jetzt nur darin geübt hatte, die Schönen, die auf seinen Reichthum spekulirten, sich vom Halse zu halten.

„Donnerwetter!" sagte er eines Abends, als Adelaide eben am Arm eines anderen Herrn verschwand, nachdem sie ein Gedicht von Sir Austin mit süßer Stimme vorgetragen hatte. Es hatte ihn dabei bis in die Fußspitzen durchrieselt, was nach seiner Meinung eine große Leidenschaft bedeutete.

„Das halt' ich nicht aus," sagte er zu sich, „ich ja — ich werde morgen eine Bootfahrt mit ihr machen, und mir Gewißheit holen, wenn es auch die schlimmste ist."

Am folgenden Tage, während die Sonne mit sengender Gluth auf den weißen Dünensand herniederbrannte, ließ sich Mr. Timidip auf den trügerischen Boden des Bootes nieder und sagte Miß Addie, daß er sie und ihren Namen so entzückend fände, daß ihre Augen ihn immer an den offenen Himmel erinnerten, daß — daß — na, kurz, daß er auf der Stelle der Ihre werden wolle, wenn sie ihm nur die Ehre anthun wollte, ihn zu nehmen.

Addie besah eine Weile die Spitzen ihrer hellen Strandschuhe. „Ich fürchte sehr, daß Sie nicht Alles wirklich fühlen, was Sie sagen," flüsterte sie dann verschämt unter ihrem strohfarbenen Sonnenschirm hervor.

Timidip wandte sich, alle Vorsicht außer Acht lassend, zur Seite und beugte sich über den Rand des Bootes, Verzweiflung in den Augen.

„Sagen Sie ja, Addie — sonst — bei Gott, sonst — springe ich in's Wasser!" rief er: dabei hatte er ihr zufällig am selben Tage erzählt, daß er nicht eine blasse Ahnung vom Schwimmen habe.

„Um's Himmels willen, Fred, geben Sie Acht! Sie könnten ja das Boot umkippen... Ich mag Sie ja sehr gerne — sehr — aber ... aber ich kann nicht ..."

„Adelaide, dann leben Sie — —"

Doch ehe er noch den Satz zu Ende bringen konnte, hatte sie ihn schon am Rockschooß erfaßt und zurückgezogen.

„O, Sie böser Mensch! Wenn Sie mich so zwingen, dann kann ich ja nicht anders, als — ja — sagen... Sind Sie denn nun zufrieden?"

Fred machte halb rechtsum, umschlang Miß Addie und drückte seinen braunen Schnurrbart fest auf ihre weichen Lippen.

„So, jetzt ist Alles in Ordnung," sagte er nach einer Weile erleichtert aufathmend. „Und nun wollen wir schleunigst an Land gehen. Das Glück ist zu groß für das kleine Boot."

So ward Addie Freds Braut, und Alles ging vorzüglich, bis zu jenem Abend, an dem sich Mr. Timidip eine halbe Stunde zu spät am Rendezvousplatze, einem verschwiegenen Winkel des weitläufigen Hotelgartens, einfand.

„Ich wette, sie erwartete mich langst nicht mehr und ist zu Bett gegangen," murmelte er verstimmt, während er sich leise auf den Zehen vorwärts schlich und mit den Händen zwischen den verstreut umherstehenden Stühlen hindurch tastete.

Wilder Wein und Schlingpflanzen verwehrten den Sternen den Einblick, während das Gaslicht aus der Ferne nur ganz schüchtern herüberblinzelte.

Plötzlich war es ihm, als ob er außer dem Schlagen seines eigenen Herzens auch noch ein anderes Geräusch vernähme, und er hielt in seinem tappenden Suchen inne. Es war ein tiefer, rasselnder, langgezogener Ton, der sich in ein schweres Röcheln verlor, und sich dann von Neuem fünf- oder sechsmal wiederholte, worauf eine kurze, unheimliche Stille eintrat.

Erschreckt blieb Timidip stehen. Sein erster Gedanke war, daß hier ein Verbrechen geschehen sein mußte.

„Ich muß Lärm schlagen," dachte er, und sein Herz klopfte hörbar. „Aber vielleicht ist es doch besser, ich sehe erst nach, was geschehen ist, ehe man nach der Polizei schickt."

Unhörbar tastete er sich weiter vorwärts, bis er annahm, daß er dicht an der Stelle sein mußte, aus der die schauerlichen Laute gekommen waren. Er strengte seine Augen auf's Aeußerste an, um etwas zu sehen.

„Alles schwarz wie Theer," murmelte er. — Aber halt, was war das Weiße da vor ihm?

Er streckte seine Hand aus und erfaßte etwas, das sich wie Seide anfühlte.

„Krrrchchch — rchch — rchch —" begann das unheimliche Röcheln von Neuem und stärker.

„Mein Gott — wer ist da?" fragte Timidip halblaut und beugte sich athemlos lauschend herab. „Wie gut, daß Addie nicht mehr so lange hier geblieben war," dachte er sich, „sie hätte sich..."

In diesem Augenblick stieg ein furchtbarer Gedanke in ihm auf. Wäre es möglich, daß — daß — — oh!

Er beugte sein Haupt noch tiefer herab.

„B—b—bei Gott!" stotterte er athemlos. „Wenn — wenn ich doch nur ein Streichholz hätte."

Das Geschick war grausam und gütig zugleich und erlöste ihn aus seiner Ungewißheit, denn just in diesem Augenblick wurden die Gasflammen in einem Saael des Hotels, dessen Fenster nach dem Garten ging, angezündet.

Mr. Timidip schlug sich mit einer verzweifelten Geberde vor die Stirn und wankte ein paar Schritte zurück.

„Adelaide!" stammelte er entsetzt und tonlos.

Dann sah er sie wieder an, um sich noch einmal zu vergewissern. Die schöne Schläferin war auf ihrer Bank halb zur Seite gesunken, und die rosigen Lippen waren halb geöffnet... Timidip unterdrückte einen Ausruf, wandte sich auf dem Absatze um und entfloh.

„Portier," sagte er drinnen im Vestibül, „wann geht der nächste Zug?"

Sobald er hierüber Auskunft hatte, begab er sich auf sein Zimmer und schloß sich ein.

Am nächsten Morgen, als Miß Addie frisch wie eine Mairose, ihre Chokolade im Frühstückszimmer einnahm, händigte ihr einer der Kellner einen Brief von Mr. Timidip aus.

Geschäftliche Ereignisse — so schrieb er — hätten ihn plötzlich abgerufen. Er wisse noch nicht, wann er zurückkommen könne.

„Sonderbar!" dachte sie ganz verwundert. „Auch gestern Abend kam er nicht, wie er versprochen hatte. Was mag nur die Ursache sein?"

Leider muß gesagt sein, daß Mr. Timidip ihr diese Aufklärung schuldig blieb, ja, daß er sogar das Wiederkommen ganz und gar vergaß. —

Er ist noch heute Junggeselle. Als er in der darauffolgenden Saison hörte, daß sich Miß Addie mit einem vielversprechenden jungen Künstler verheirathet habe, gab er in der Freude seines Herzens am selben Abend seinen Freunden ein größeres Festmahl. Aber den Grund verrieth er ihnen nicht.

Kindermund.

Der kleine Fritz war mit seinem Papa im zoologischen Garten gewesen, auf dem Rückwege entspinnt sich zwischen Vater und Sohn folgendes Gespräch:

Fritz: „Lieber Papa, bitte schenk mir doch ein Thier."

Vater: „Das ist zu kostspielig, liebes Kind, die Thiere müssen gefüttert werden und das Futter ist sehr theuer."

Fritz: „Aber lieber Papa, kauf doch so ein Thier, an dessen Käfig geschrieben steht: diese Thiere dürfen nicht gefüttert werden."

Komment.

Aus dem Bericht des Gendarmen Schwitzgäbele.

„... Ich betrat hierauf die Wirthschaft zum „Blauen Storch", woselbst sich in einer Gesellschaft von Studenten der Einjährig = Freiwillige Maier befand. Als sich derselbe bei meinem Eintritt nicht erhob, stellte ich ihn wegen unterlassener Ehrenbezeugung zur Rede, worauf er mir in frechem Tone erwiderte, ob ich denn kein Komma im Leib hätte, was ich nicht verstand, weshalb ich wegen dieser Beleidigung hiemit Strafantrag stelle!"

— Kurz und bündig. Gatte: „Aber, Laura, das kann ich nicht länger mit ansehen, daß Du Dir so die Cour machen läßt!" — Gattin: „Nun, so wirst Du künftig zu Hause bleiben!"

— Welche von beiden? Aeltere Dame: „Denken Sie nur, was uns gestern passirt ist: Ich fahre mit meiner Cousine Clara in der Straßenbahn,— Sie kennen doch meine Cousine?" — Herr: „Nein, habe nicht den Vorzug." — Dame: „Thut auch nichts zur Sache. Also uns gegenüber sitzen zwei Herren, die sich ziemlich laut unterhalten. Plötzlich sagt der eine Herr zum anderen, indem er uns scharf fixirt: „Die eine sieht ja sehr nett aus, aber dafür ist die andere um so gräßlicher." Wir verließen natürlich sofort empört den Wagen." — Herr: „Ja, weshalb war denn Ihre Cousine empört?"

Die kleine Diebin.

Aus dem neapolitanischen Volksleben von Roberto Bracco.

Im Club hatte er gespielt und gewonnen. Er hatte also seiner Meinung nach in jener Nacht seine Pflicht vollauf erfüllt. Sein Spielergewissen war von einer heiteren Ruhe erfüllt. Nachdem er den Club verlassen hatte, wollte er sich einen Spaziergang durch die einsamen Gassen gönnen, wollte ausnahmsweise zu Fuß gehen und seine Lackstiefletten in die schwarzen Tümpel und schmutzigen Pfützen versenken, mit denen ein langsamer, mehrere Stunden andauernder Regen das Straßenpflaster Neapels bedeckt hatte. Nun hatte der Regen aufgehört, aber der bleierne Himmel senkte sich noch zwischen den Gesimsen der Häuser bis zu jener Höhe hinab, wohin der müde Schein der wenigen Gaslaternen drang und wo die Luft noch mit lästigen Wasserdämpfen angefüllt war. Und dessen ungeachtet verlockte ihn der Spaziergang. In der Nacht wie ein Bettler zu Fuß gehen, mit zehntausend Lire in der Tasche, das war für ihn ein eigenthümliches anziehendes Wonnegefühl.

Der Marchese Riccardo Oderisi ging die Strada de Chiara hinan, durchschritt die Via de Toledo und setzte seinen Weg durch jenes unendliche Gewirr von Gassen und Gäßchen fort, das sich von der Via Maddaloni bis Forcella erstreckt und so voll sorgenschweren, schmerzerfüllten Lebens während des Tages und so voll Schatten und Geheimnissen während der Nacht ist. Er bewohnte da seinen alten patriarchalischen Palast, der einer jener großen und düsteren monumentalen Bauwerke aus der Zeit der Anjous war, die zwischen den muffigen verfallenen Häusern und den schmierigen und unheimlichen Gewölben des alten feudalen Neapel scheel emporragen gleich ungeheuerlichen, unbeweglichen und beharrlichen Gespenstererscheinungen aus einer entschwundenen Welt.

Kurz nach der Kirche von Santa Chiara erhob sich beim Vorbeigehen des glücklichen Mannes in einem kleinen Winkel eines Sackgäßchens, in der Nähe eines halb erloschenen, improvisirt gewesenen Feuers, an dem sich zweifellos kurz vorher frierende zerlumpte Strolche gewärmt hatten, ein Häuflein Fetzen, das menschliche Formen annahm; und gleich darauf ertönte das übliche dreiste Stimmchen des Gassenmädchens, das, wann immer es ihn erblickte, sich beeilte, ihm eine Zeit lang zu folgen oder in zudringlicher Weise vor ihm einherzuhüpfen, und brach die tiefe Stille und den Zauber der Einsamkeit, an denen sich seine Laune ergötzte.

„Junger Herr! Schöner junger Herr! Junger Herr! Schöner junger Herr!"

„Laß mich in Ruhe. Geh' fort!"

Das Gassenmädchen hatte ihn nie um ein Almosen angebettelt, noch hatte er es der Mühe werth gefunden, ihr einen Soldo zu geben. Er ließ das Bestehen der Armen nicht gelten. Und wenn die Armen Kinder waren, dann ertrug er es schon gar nicht. Der Hunger — so dachte er — ist ein Segen für diejenigen, die schlecht leben müssen. Er läßt sie nur für kurze Zeit leiden, damit er sie bald ganz vernichtet. Der Soldo des Almosens stillt den Hunger, aber er erhöht die Zahl der Hungernden. — Das war seine ehrliche Ueberzeugung, die ihm sogar barmherzig und menschenfreundlich erschien.

„Junger Herr! Schöner junger Herr! Gehen Sie nicht so rasch! Laufen Sie nicht so!"

„Ja, was willst du denn? Geh', geh'!"

Er beschleunigte den Schritt, und das Gassenmädchen, das die schlammigen Wasserlachen bloßfüßig durchwatete und dabei seine Beinkleider mit Koth bespritzte, hörte nicht auf, im gleichen Tonfall zu rufen: „Laufen Sie nicht so! Warten Sie, schöner junger Herr! Warten Sie."

„Wenn du dich nicht forttrollst, bekommst du Prügel!"

„Laufen Sie nicht so, schöner junger Herr, gehen Sie nicht durch diese Straße, denn weiter oben stehen die Strolche."

„Thut nichts. Mach', daß du fortkommst!"

„Die Strolche sind dort, sie haben Messer. Sie berauben Sie und bringen Sie um ...."

„Was sagst du da? Was?"

„Sie berauben Sie, sie bringen Sie um," wiederholte das Gassenmädchen eintönig. „Sie haben Messer, sie bringen Sie um ...."

„So hör' doch endlich auf, zum Teufel!" Und unter dem Vorwande, sich eine Cigarette anzuzünden, blieb er stehen. Das Gassenmädchen, das die Arme fest über die Brust gekreuzt hielt und die Fäuste ballte, wie um sich gegen die feuchte Luft zu schützen, bog um die Ecke eines krummen Gäßchens und, ohne den Tonfall der Stimme zu ändern, fuhr sie fort zu flehen: „Hier, hier, schöner junger Herr. Kommen Sie mit mir. Ich führe Sie, schöner junger Herr, ich führe Sie nach Hause."

„Woher weißt du denn, wo ich wohne?"

„Ich führe Sie nach Hause."

Da sie sah, daß er sich nicht bewegte, streckte sie, die wie ein Schatten im Schatten aufrecht dastand, einen Arm aus, winkte ihm mit ihrer mageren Hand und wiederholte mit gedämpfter Stimme geheimnißvoll: „Kommen Sie, kommen Sie!"

In der Dunkelheit konnte er nur die Linie des Armes unterscheiden und das Bewegen des Händchens, das sich hin und her bog wie der Flügel eines Vögelchens, das im Finstern im Netze zappelt. Wie sehr er auch unbefangen erscheinen wollte, mehr sich selbst, als diesem zudringlichen Gassenmädchen gegenüber, vermochte er sich doch eines gewissen Angstgefühls nicht zu erwehren.

„Hollah! Kommen Sie, kommen Sie! Es sind ihrer Zwei. Sie berauben Sie, sie tödten Sie!"

Das dünne Stimmchen des kaum sichtbaren Mädchens, das immer leiser wurde, war wie die Stimme der träufelnden Wände, des Morastes, der Luft, der Dunkelheit. Die unheilvolle Straße lag vor ihm da in der Form eines unermeßlichen umgekehrten Trichters, in den das matte gelbliche Licht der wenigen Laternen, das sich in der Feuchtigkeit nur spärlich ausbreitete, seinen leichten geisterhaften Schein warf. Er holte die Kleine ein und sagte: „Gehen wir."

Das Gassenmädchen glitt leicht wie eine Katze über die spitzen Steine und die Haufen von Kehricht, Abfällen und Schutt hinweg, mit flinken Füßchen und elastischen zierlichen Beinen, die das zerfetzte kurze Röckchen frei ließ. So huschte sie dahin mit ihrem schmiegsamen, schlanken Körperchen und den zerzausten, an den Ohren und am Nacken aufgebauschten Haaren. Er folgte ihr mit großen Schritten, hie und da mit einer Art kindlichem Beben über Müll und Steine strauchelnd.

„Mädchen, bist du sicher, daß das der richtige Weg ist?" fragte er zwei- oder dreimal.

„Kommen Sie nur mit mir, schöner junger Herr, ich führe Sie schon nach Hause."

Und dann schwiegen sie.

Zwischen den grünen Jalousien eines Fensterchens im ersten Stockwerk, hinter dem ein fahles Licht flackerte, guckte ein Weib hervor und rief: „Pßt, pßt!" ... Dann seufzte es. In der Stille, in der Alles im Schlafe lag, machte dieser Seufzer den Marchese Riccardo Oderisi erschauern.

Das Gassenmädchen rief dem Weibe warnend zu: „Seufze nicht, da ist nichts für dich zu holen!"

In der Nähe des Fensterchens erhob sich ein großes schwarzes Kreuz auf einem nackten Altar aus faulem Holz, gekrönt von einem kleinen Bogen aus verrostetem Zink. Und das Gassenmädchen blickte, nachdem es den Seufzer des Weibes beantwortet hatte, ohne stehen zu bleiben, zum Kreuze empor, berührte mit einer Hand die Zehen jener Füße und küßte sie dann zum Zeichen der Andacht. Vom Lichte des Lämpchens bestrahlt, hatten ihre Haare einen Augenblick lang goldigen Glanz, und ihre blauen unsteten Augen leuchteten wie zwei Gemmen inmitten der zigeunerhaften dunkelbraunen Farbe ihres schmierigen Gesichtes. Sie lief. Er folgte ihr.

So bogen sie in eine weniger enge und finstere Straße ein, wo sich der Palast des Marchese Riccardo Oderisi riesenhaft erhob. Der Anblick dieser Mauern gab ihm neuen Muth. Er that, als beeilte er sich nicht, zündete sich eine zweite Cigarette an und klopfte mit dem Knopf seines Stockes an das breite Thor des herrschaftlichen Hauses. Sofort erschien der lange Bart des wachsamen und ergebenen Pförtners zwischen den beiden, mit großer Vorsicht nur ein wenig geöffneten Thürflügeln.

„Einen Augenblick!" winkte ihm der Marchese zu und rief das Mädchen heran. „Komm' her. Nimm!"

Und er hielt ihr eine Handvoll Silberstücke hin.

Sie stand mit dem Rücken an einen Wandpfeiler des gegenüberliegenden Hauses gelehnt, sie näherte sich ihm nicht und rührte sich nicht vom Flecke. Sie hatte die Unbeweglichkeit und die anmuthige Plastik einer kleinen Karyatide.

„Was ist denn? Nimm."

Und er war gezwungen, sich ihr zu nähern. Aber das Gassenmädchen verbarg ihre Hände zwischen den Lumpen und stand da, in seinen Anblick versunken.

„Willst du nehmen oder nicht?"

„Nein, schöner junger Herr. Das ist Ihr Haus, schöner junger Herr."

„Du willst also nichts?"

„Ich will nichts."

„Und warum?"

„Ich weiß nicht."

„Hast du keinen Hunger?"

„Nein."

„Frierst du nicht?"

„Nein."

„Willst du nicht in ein Gasthaus gehen? Willst du nicht schlafen gehen?"

„Nein."

„Und wie lebst du eigentlich? Sag', möchte es dich nicht freuen, besser zu leben?"

„Ich weiß nicht."

„Was thust du Tag und Nacht auf der Straße?"

Das Gassenmädchen antwortete mit seinem unveränderlichen Stimmchen in demselben unterwürfigen Tone: „Ich stehle."

„Du stiehlst?! Und was stiehlst du denn?"

„Einen Apfel, eine Birne, eine Feige, eine gute Caramelle, ein Stück Brot."

„Sonst nichts?"

„Und dann spionire ich auch."

„Spioniren thust du auch? Und wer lehrt dich das Spioniren?"

„Die großen Diebe. Die, welche die Leute umbringen."

„Und was geben sie dir, diese großen Diebe, he?"

„Einen Soldo, zwei Soldi, eine halbe Lira."

„Und heute Nachts hättest du mir nachspioniren sollen?"

„Ja, schöner junger Herr".

„Aber ich will diese Hallunken schon ins Zuchthaus bringen. Laß' mich nur machen. Wer sind sie? Sprich: wer sind sie?"

„Ich weiß nicht."

„Und warum hast du mich nicht ausspioniren wollen? Warum hast du mir geholfen?"

„Weil meine Mutter, die jeden Abend an der Ecke des Vicolo Purgatorio stand, als sie noch lebte, mir immer sagte, wenn sie Sie vorbeigehen sah: „Siehst du, wie schön dieser junge Herr ist? Dieser junge Herr ist dein Papa."

„Du bist ein dummes Geschöpf!" sagte barsch der Marchese. „Was sind das für Albernheiten? Und du wiederholst diesen Blödsinn, ohne zu wissen, was du sagst! Geh' fort, geh' fort!"

„Ich will Ihnen die Hand küssen, schöner junger Herr."

„Geh' fort! . . . Nein, warte. Höre 'mal . . . Was war denn . . . deine Mutter?"

„Ich weiß nicht. Sie stand jeden Abend an der Ecke des Vicolo Purgatorio . . ."

„Und sonst that sie nichts?"

„Nein, schöner junger Herr."

„Mhm! Und wie hieß sie?"

„Sie hieß Assunta."

Er sagte sich aufrichtig in Gedanken, daß er nie ein Weib mit einem solchen Namen gekannt habe und daß Namensänderungen blos von Heldinnen conventioneller Romane als Ausfluchtsmittel benützt zu werden pflegen. Er lachte heimlich über seine momentane Befangenheit und über den wunderlichen Zwischenfall, der den seltsamen Abenteuern dieser Nacht die Krone aufsetzte, und achselzuckend erneuerte er sein Angebot.

„Willst du das Geld oder willst du es nicht?"

„Nein, schöner junger Herr."

„Ach was! Jetzt hab' ich aber genug!"

Er warf ihr die Silberstücke zwischen ihre Fetzen, und das Geld fiel in den Morast.

Dann rief er ihr zu: „Nimm dich in Acht! Wenn ich dich noch einmal auf der Straße hinter mir herlaufen sehe, dann lasse ich auch dich verhaften. Das verspreche ich dir!"

„Man hat mich schon so oft verhaftet! . . ."

Und während er zwischen den Thorflügeln verschwand, die sich mit einem dumpfen Schlage schlossen, begann das Mädchen von neuem mit der alten Leier: „Ich will Ihnen die Hand küssen, schöner junger Herr, ich will Ihnen die Hand küssen, schöner junger Herr . . . ."

Als der Marchese Riccardo Oderisi in seinem Schlafzimmer war, öffnete er die Fensterladen, um zu sehen, ob das Gassenmädchen fortgegangen sei. Der Morgen graute schon. Die düsteren, schweren Wolken wogten dahin und senkten sich gleich ungeheuren Rauchsäulen, die unter eine unsichtbaren Wölbung gezwängt werden. In der bleifarbenen Atmosphäre sah die nasse Straße aus wie eine breite und maßlos lange Stahlplatte. Das Gassenmädchen stand noch da, mit dem Rücken an den Wandpfeiler angelehnt. Die großen, blauen Augen blickten aufwärts. Die Silbermünzen schimmerten weißlich im Straßenkothe zu ihren nackten Füßen. Er zog sich zurück, schloß die Fensterläden, um sich zu verbergen, ließ nur einen dünnnen Spalt offen und wartete noch länger, den Blick starr hinaus gerichtet. Nach einigen Augenblicken ging ein alter Mann vorbei, der einen Karren mit Bretzeln hinter sich herzog. Das Gassenmädchen fuhr auf, folgte dem Karren ein kleines Weilchen, ergriff eine Bretzel und lief davon.

Am Gewohnheitsweg.

Humoreske von A. Schweizer.

Alfred wendete nervös den schrecklichen Brief zwischen den Fingern hin und her.

Mina, seine vergötterte einzige Mina hatte ihm in kurzen dürren Worten abgesagt, mit der etwas boshaften Anspielung, er schiele zu oft nach Pauline, sie habe es wohl bemerkt; er möge diese blondhaarige Pauline anschwärmen und sie gefälligst in Ruhe lassen.

„Das lasse ich mir nicht gefallen!" schrie er, „nein, niemals! Aber sie hat ja recht und ich sollte ihr eigentlich für den Wink Dank sagen, Pauline soll es sein! Gut; sie ist jung, lieb, erzogen, tugendhaft, vollkommen!"

Der junge Mann überlegte nicht lange, zog sich schwarz an, stülpte seinen neuen Cylinder auf den heißen Kopf und rannte fort.

Im Vorbeieilen kaufte er einen Blumenstrauß. Man rechnete ihm drei Mark; das war ihm ganz gleichgiltig, man hätte auch zehn verlangen können, so geistesabwesend war er. Pauline war ja auch nicht so praktisch, wie diese Mina; denn diese hätte gewiß gesagt: „Wozu theure Blumen? Dafür bekommt man sechs Beilagen zum Mittagessen."

Jawohl, so hätte sie gesagt, diese junge ökonomische Dame, und es hätte ihm gefallen, weil Mina so recht das Widerspiel seiner etwas leichtsinnigen Anschauungen verkörperte.

Aber das war nun vorbei, vorwärts! Er ging weiter den bekannten Weg. Da kam zuerst der Stadtplatz mit seinem lieben alten Rathhaus, dann die Promenade mit den schattigen Kastanienbäumen, dann eine Seitengasse mit modernen drei- und vierstöckigen Häusern. Er hielt vor einer Thüre und drückte energisch auf den Klingelknopf.

Da das Dienstmädchen gerade eine Zeitung las, öffnete ein älterer Herr.

Das schien Alfred zu passen; er hatte heute seinen offensiven Tag, da gab es keine Umschweife, keine Phrasen, er stürmte unentwegt auf sein Ziel los. „Ich liebe Ihre Tochter", sprach er laut und deutlich, „und bitte um ihre Hand."

Der alte Herr schmunzelte.

„Kürze gegen Kürze", versetzte er und lud Alfred mit einer Handbewegung ein ins Zimmer zu treten.

„Kommt mal 'raus Kinder!" rief er ins nächste Gemach hinein, „es gibt Neuigkeiten!"

Da traten auch schon seine Frau — und was war das, — Mina, — Herr des Himmels! er war gewohnheitsmäßig in diese Wohnung gelangt, herein.

Die gute Mutter bemerkte den Blumenstrauß, und da heute kein Geburtstag fiel, so ahnte sie bereits.

Mina sah den etwas verdutzten Freier forschend an; eine solche Keckheit war dem kleinen Fräulein noch nicht vorgekommen.

Allein Mina war ein Mädchen von heute; sie nahm das ihr stumm gereichte Bouqet, legte es fürsorglich in die Hände der Mutter, erst hierauf stürzte sie an Alfreds Brust.

„Ich sehe, du liebst mich trotz meines Korbes", sagte sie, „so zäh ist doch kein zweiter hierzulande und deshalb dein auf ewig; aber baldige Hochzeit, sonst gibst du zu viel Geld für Sträuße aus."

So errang Alfred seine Mina auf dem Wege zu Pauline, die natürlich noch eine Weile sitzen blieb.

Ein verrückter König.

An unheilbarem Wahnsinn litt König Christian VII. von Dänemark (1749 — 1808), für den seine schöne junge Gemahlin Karoline Mathilde von England und später enthauptete deutsche Leibarzt und Minister Struensee regierten. Der König besaß eine Geistesschwäche von so sonderbarer Art, daß man den äußern Anstand an seinem Hofe wahren konnte, ohne ihn zu entfernen oder abzusetzen. Kleine Störungen infolge seiner Krankheit suchte man geschickt zu verhindern, so mußten z. B. die Pagen seinen Stuhl festhalten, wenn er sich etwa vor der Zeit von der Tafel erheben wollte, um die Andern am Essen zu verhindern; und weigerte er sich einmal eine Unterschrift zu geben, so brauchte man nur das Wort „Absetzung" zu flüstern, um alles Mögliche von ihm zu erreichen. — Um eigenmächtige Verhandlungen seinerseits zu verhindern, war es am Hofe verboten, mit ihm zu sprechen oder ihm zu antworten, wenn er etwas fragte, trotzdem aber konnte man es doch nicht immer hindern, daß irgend etwas Ungehöriges geschah. So wußte ihn einmal ein loser Page in einen Winkel zu locken, um dort zu ihm zu sagen: „Verrückter Rex! (König) mach' mich zum Kammerjunker." — Ein andermal schuf er von selber einen Kammerherrn, welcher den Hof in große Verlegenheit brachte, und zwar that er dies aus Revanche dafür, daß man ihn genöthigt hatte, einen Kammerherrn zu ernennen, den er nicht leiden konnte. Als dies aber durch seine Unterschrift geschehen war, trat zufällig in das Zimmer des Königs ein niederer Hofbediensteter in seiner gelben Jacke, auf dem Kopf die Mütze mit des Königs Namenszug, auf dem Rücken eine Tracht Brennholz, die er vor dem Kamin niederlegte. — „Du, höre mal!" rief der König, „willst du Kammerherr sein?" — Der Mann stutzte, als aber der König die Frage wiederholte, meinte er: „Das muß ja gar nicht so übel sein!" — „Folge mir," gebot darauf Christian VII., faßte den Hausknecht bei der Hand, öffnete die Thür zu dem großen Nebensaale, wo eben eine Hofgesellschaft stattfand, trat mit ihm bis in die Mitte der Versammlung und sprach mit lauter Stimme: „Ich ernenne diesen Mann zu meinem Kammerherrn!" — Die Freude des neuernannten Kammerherrn dauerte freilich nicht lange, denn der Marschall nahm ihn später zu sich mit hinauf und stellte ihm die Sache vor. Da sah der gute Mann denn selber ein, daß er zu diesem Posten doch nicht recht tauge, zu dem ihm auch die nöthigen Geldmittel fehlten: er ging also gern und willig auf den Vorschlag ein: „in Rücksicht auf die gnädige Gesinnung, die der König gegen ihn gezeigt, ihm ein schönes Bauerngut zu kaufen." — In seiner Jugend soll König Christian VII. viel Talent für die Bühne besessen — und in Voltaires „Zaire" den Orosman mit vielem Glück gespielt haben. Die Erinnerung daran vermochte wohl den bedauernswerthen Herrscher einst, plötzlich in einer Abendgesellschaft mitten unter den versammelten Hof zu treten, und, ein befehlendes Zeichen mit der Hand machend, „Ruhe!" zu gebieten. — Als darauf alles bestürzt und verwundert stille schwieg, begann er laut und deutlich mit vielem Ernste Klopstocks „Ode an die Fürsten" ganz vorzüglich zu deklamiren. Als er fertig war, lachte er laut auf und verließ wieder die Gesellschaft.

Geschmackssache.

Von Julius Stettenheim.

Ein Weiser war Diogenes —
Das muß ihm Jeder lassen!
Besitz war ihm was Gräßliches
Und Hungern lieber als Prassen.

Barfuß und unrasirt zu geh'n,
Das war ihm eine Wonne,
Er bettelte sich sich durch Athen
Und wohnte in einer Tonne.

Das mochte sehenswerth wohl sein,
Wie wir's authentisch lesen,
Doch, unter uns, mir wär' voll Wein
Die Tonne lieber gewesen.

— Höchst wahrscheinlich. Lebemann (zu einem Millionär): „Ach Gott, wenn ich Ihr Vermögen hätte!" — Millionär: „Nun, dann würden wir bald Beide betteln gehen!"

— Arbeitstheilung. Mutter (zu den Kindern): „So, meine Kinder, so lange der Papa verreist ist, wollen wir uns in seine kleinen häuslichen Beschäftigungen theilen; Du, Frieda, übernimmst das Füttern des Kanarienvogels —" — Kleiner Paul (einfallend): „Und ich, Mama, ich hau' den Felix durch, wenn er nicht brav ist!"

Für unsere Kinder.

Guten Morgen.

Von Helene Faber.

Ei guten Morgen, Frau Sonne Du,
Willkommen nach dunkler Nacht!
Ihr Blümlein alle, von süßer Ruh'
Seid Ihr gestärkt nun erwacht?
Wie blitzet dem lieben Sonnenschein
Der Tau Euch hell in den Aeugelein!
Guten Morgen, guten Morgen!

Du lust'ger Bruder, Herr Morgenwind,
Springst jauchzend daher mit Halloh,
Um Stirne und Wangen fächelst Du lind,
Wie frisch macht dein Athem und froh!
Und aus dem Garten steiget empor
Der Vögelein Lied im schmetternden Chor:
Guten Morgen, guten Morgen!

So tönt Klein-Hänschens freundlicher Gruß
Entgegen dem Morgenlicht,
Und weil getroffen der Sonne Kuß
Zuerst hat sein liebes Gesicht,
Drum lacht in sonniger Herrlichkeit
Des Kindes Antlitz auch allezeit. — —
Guten Morgen, guten Morgen.

Der schlaue Blinde.

Ein Blinder, welcher einen Schatz von mehreren Hundert Dollars besaß, zu seiner nächsten Umgebung aber kein rechtes Vertrauen hatte, faßte den Entschluß, sein Geld so sicher zu verbergen, daß Niemand es ihm entwenden könnte. Er ging deshalb bei Nacht in seinen Garten und vergrub seinen Schatz in der Nähe eines großen Nußbaumes, den er ohne fremde Hilfe leicht auffinden konnte. Indessen, die Bosheit wacht auch bei Nacht. Ein Nachbar, mit dem er sich oft unterhielt, hatte ihn bei seiner Arbeit belauscht und benutzte gleich die nächste Nacht, um den verborgenen Schatz wieder auszugraben und für sich in Beschlag zu nehmen. Der Blinde war nicht wenig erschreckt, als er nach einigen Tagen seinen Schatz wieder suchte, denselben aber nicht mehr vorfand. Er schöpfte sogleich Verdacht gegen seinen Nachbar, der sonst täglich mit ihm gesprochen, seit einigen Tagen aber ihn möglichst gemieden hatte. Aber wie sollte er zu seinem Gelde gelangen? Eines Abends, als der Nachbar sich doch wieder mit ihm unterhielt, führte er ihn vertraulich bei Seite, entdeckte ihm, wie schlau er es angefangen habe, um sein Geld sicher zu verwahren, und fragte ihn, ob er ihm wohl riethe, eine eben so große Summe zu der bereits vergrabenen hinzuzufügen. Der Nachbar, gierig, sich eine noch größere Summe anzueignen, sagte ihm eilig, daß er nichts Besseres thun könnte, und redete ihm zu, seinen Vorsatz so bald als möglich auszuführen. Er selbst aber beeilte sich, das entwendete Geld wieder einzugraben, wo er es gefunden, damit der Blinde es nicht vermissen möchte. So gelang es diesem, nach wenigen Tagen seinen Schatz wieder zu bekommen. Dem unredlichen Nachbar aber sagte er einige Tage später: „Es freut mich, daß ich diesmal klüger gewesen bin, als Ihr; merkt es Euch, daß die Augen eines Blinden bisweilen schärfer sind, als die eines Sehenden, und daß der Diebstahl, den man an dem Eigenthum eines Blinden begeht, ein doppelt schändlicher ist."

Der Kampherskorpion.

Auf die Oberfläche des Wassers in einem breiten Glase legt man einige ungleich große Kampherstücke, so daß sie die Gestalt irgend eines Thieres, z. B. eines Skorpions, wiedergeben. Nach

Verlauf einiger Zeit fängt der Skorpion an, sich im Wasser zu bewegen; er arbeitet mit den Beinen, als ob er schwimmen wollte, während der Schwan sich krampfartig krümmt.

Dieser einfache Versuch lehrt uns folgendes. Der Skorpion schwimmt auf dem Wasser, ist aber doch beinahe ganz in dasselbe hineingesunken, weil die Dichtigkeit des Kamphers kleiner als die des Wassers, aber von derselben nicht sehr verschieden ist (sie beträgt 0,995, wenn die Dichtigkeit des Wassers als Einheit betrachtet wird). Das Thier schmilzt nicht im Wasser, weil der Kampher im Wasser nicht aufgelöst wird (hätten wir den Skorpion in Spiritus gelegt, würde diese Flüssigkeit ihn aufgelöst haben). Daß die einzelnen Kampherstücke sich nicht von einander entfernen, rührt von der sogenannten Cohäsionskraft her. Die Bewegungen des Skorpions beruhen darauf, das ein Stück Kampher die Eigenschaft hat, sich auf der Wasseroberfläche, auf welche es gelegt wird, zu bewegen.

Ein abstractes Hauptwort.

„Ein abstraktes Hauptwort," sagte die Lehrerin, „ist der Name für Etwas, das man wohl denken, aber nicht anfassen kann. Gieb mir ein Beispiel, Rudolf!"

Rudolf: „Eine rothglühende Feuerzange."

— Aus der Instruktionsstunde. Feldwebel: „Was theilt der Officier im Feldzuge mit seinen Untergebenen?" — Rekrut: „Brot und Wurst." — Feldwebel: „Nee! Entbehrungen und Anstrengungen!"